

Das Inserat in der Sonntagszeitung

Autor(en): **Nitsche, D.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663565>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS INSERT IN DER SONNTAGSZEITUNG

Intelligente Dame, alleinstehend, sucht die ehrbare Bekanntschaft eines künstlerisch gebildeten Mannes zwecks gemeinsamer Theaterbesuche.

Unter: «Keine Alltagsmenschen».

Diese Anzeige hatte die beiden zusammengebracht. Die dreissigjährige Elisabeth und den vierzigjährigen Doktor Hagenow. Beide waren so etwas wie verwehte Blätter in der grossen Stadt. Elisabeth hatte vor einem Jahr ihre Mutter verloren und seitdem ein Gefühl namenloser Verlassenheit nicht loswerden können. Und fast ebenso war es dem Doktor ergangen, der jetzt allein sein Junggesellendasein trug und nach des Tages anstrengender Arbeit in seine leere, stille Wohnung kam. An seinem freien Sonntag hatte er die Anzeige gelesen und auch gleich seinen Brief geschrieben. Und gerade diesen hatte Elisabeth aus den vielen Zuschriften, die sie bekommen hatte, ausgewählt.

Nun gingen sie alle vierzehn Tage einmal ins Theater und jeden Sonntagvormittag in ein Museum.

Das war für beide sehr reizvoll und belebte das Zusammensein, just so, wie es sich Elisabeth gewünscht hatte.

Sie blätterte nun zu Hause stundenlang in Büchern und Lexikon, um die Lücken ihrer Schulweisheit auszufüllen, und auch Hagenow bemühte sich neuerlich in die Wissenschaft der schönen Künste einzudringen und kramte in seinem Bücher-schrank nach den Klassikern. Denn er bewunderte Elisabeth, sie schien klug, zurückhaltend und war nebstbei bemerkenswert hübsch, so dass der keineswegs den für sein Alter und seine Stellung immerhin gewagten Schritt bereute.

Bei schlechtem Wetter sassen sie in dem Kaffeehaus, in welchem Hagenow nach dem Ableben

seiner Mutter so oft gegessen hatte, wenn ihn die Abende in seiner Einsamkeit zu ängstigen begannen. Jetzt hatte er Elisabeth gegenüber, mit ihrer wachen, aufgeschlossenen Art, die ihn mitriss und eine prickelnde Freude an allen Dingen des Lebens gab.

Aber heute, als sie zum erstenmal nach dem Theater in ein elegantes Restaurant gegangen waren, schien es, als hätten sie sich auf ein zu offenes Gebiet gewagt.

Elisabeth hatte sich auf diesen Abend gefreut. Immer nur auf sich angewiesen, in einer nüchternen Umgebung aufgewachsen, hatte sie den begreiflichen Wunsch aus sich herauszutreten, um dem Mann an ihrer Seite zu gefallen. Sie hatte besondere Sorgfalt auf ihre Kleidung verwendet, als ob es sich um einen offiziellen Empfang in grosser Gesellschaft handelte. Das schwarze Taftkleid, mit dem tiefen Ausschnitt und der Blume an der Schulter, brachte ihre Erscheinung vorteilhaft zur Geltung, wie sie zufrieden im Spiegel festgestellt hatte.

Sie bemerkte, wie Hagenow sie verstohlen musterte, wie es ihr auch auffiel, dass er irgendwie verstört war. Sie errötete unter seinem forschenden Blick, lächelte mit Mühe und beeilte sich, flüssige Konversation zu machen. Aber irgendwie unerklärliche Beklommenheit lag über dem ganzen Abend.

Am Nachhauseweg erzählte sie von einer Schulfreundin, die Aerztin wurde und auf Wunsch ihres Gatten ihren Beruf aufgeben musste.

«Das mag für manche Frau nicht leicht sein», gab Hagenow zur Antwort und setzte dann fragend hinzu: «Würde Ihnen der Mann nicht zur Last, der Sie zwänge, auch nur Ihre Art aufzugeben?»

«Meine Art?» fragte sie gespannt, um dann hinzuzusetzen: «So wie er ist, muss er mir teuer sein — und ich ihm lieb, so wie ich bin.»

Hagenow hatte ein gequältes Lächeln, als sie sich verabschiedeten.

Beim nächstenmal war er etwas später gekommen und hatte Elisabeth ganz gegen seine Gewohnheit warten lassen. Sie sass ängstlich auf der Rundbank des grossen Museumssaales, als er überhastig herangestürzt kam. Er hatte häuslichen Aerger gehabt, bemühte sich aber krampfhaft, nichts davon merken zu lassen. Seine Kravatte war schlecht gebunden und Elisabeth machte ihn freundlich darauf aufmerksam. Er dankte kurz

und ein wenig verlegen, besonders als Elisabeth sich selbst bemühte, es in Ordnung zu bringen. Er brauchte jemanden, der sein Lebensschifflein in den richtigen Wind steuert, dachte sie lächelnd, liess aber sofort die Hände sinken, als sie merkte, dass es ihm peinlich war. Es entging ihr nicht, dass seit dem letztenmal immer noch irgendeine Fremdheit zwischen ihnen bestand, die ihr wehtat. Sie fühlte sich heute überhaupt abgespannt und fiebrig. Der Winter war sehr streng und sie verspürte den Beginn einer Halsentzündung. «Gehen wir einen heissen Tee trinken», schlug sie vor.

In der kleinen Teestube, die sie aufsuchten, war es warm und gut. Elisabeth liess sich aufatmend in eine gepolsterte Nische sinken. Hier war Hagenow plötzlich wie verwandelt, voll ehrlicher Anteilnahme und Sorge. Zärtlich nahm er ihre heissen Hände in die seinen und richtete dann umständlich den Tee mit Zitrone zurecht, sie zum schluckweisen Trinken animierend.

In seligem Erstaunen erfuhr Elisabeth das Wunder des Umhertseins, das sie nie gekannt hatte. Als er sie nach Hause begleitete, schob er seinen Arm durch den ihren, sprechen sollte sie nicht.

Andern Tages rief er sie telephonisch an und erkundigte sich nach ihrem Befinden. Sie lag zu Bett. Aber zwei Tage später war sie wieder auf und bat ihn zu sich.

Er kam mit kostbaren Blumen. Aber erstaunt blieb er stehen und blickte um sich. Ihre Wohnung hatte nicht die Atmosphäre der bizarren Frau, wie er geglaubt hatte, sondern war ein bürgerliches Heim voll schlichter Behaglichkeit.

Der Tisch war nett gedeckt, auch ein Kuchen prangte in der Mitte und Elisabeth verschwand in der Küche, um den Kaffee zu bereiten. Als sie wiederkam, sass Hagenow in einem altväterischen Polsterstuhl und ein Leuchten lag auf seinem Gesicht.

«Das können Sie auch?» fragte er, als sie mit den graziösen Bewegungen einer Frau, die sich bewundert sieht, das duftende Getränk in die Tassen goss.

Ein einziges Wort, ausgesprochen oder ungesagt, kann oft das ganze Leben plötzlich verändern.

Elisabeth war in dieser Stunde von tiefster Offenheit.

«Ich kann *nur* das», sagte sie schlicht und half damit unbewusst dem Schicksal seinen Faden spinnen.

«Aber . . . » stotterte Hagenow betroffen, — ich dachte immer . . . »

«Dass ich nur in höheren Regionen schwebe — aber das suchten Sie doch?»

«Im Gegenteil, Sie suchten es!» berichtigte er und wie ein Blitz sank der Vorhang der Erkenntnis vor beider Augen.

Dann sassen sie beim Kaffee und hielten sich an den Händen. Die alte Uhr auf der Kommode tickte diskret und der gute, liebe Alltag ging behutsam durch das Zimmer.

Peter Kropf

Eine chiromant-hellseher- kartenaufschlägerische Geschichte ohne Kaffeesatz

Wir sprachen über Chiromantie, Handlesekunst, Astrologie und verwandte Wissenschaften. Jeder brachte einiges für und vieles dagegen vor.

«Eigentlich kann doch niemand über Dinge ein Urteil abgeben, die erst im Entwickeln begriffen sind», sagte der Ingenieur Axamer.

«Hören Sie meine Erlebnisse», unterbrach Dr. Peters. «Ich ging von dem Grundsatz aus: sollte etwas Wahres daran sein, müsste man sämtliche Möglichkeiten erschöpfen. Also sein Schicksal aus den Sternen wahrsagen lassen; von einem Chiromanten aus der Hand, von einem Graphologen aus der Schrift und zuguterletzt noch von einem Hellseher bestätigen lassen, wobei auch die Kartenaufschlägerin nicht beiseitegelassen wird. Was dann alle die genannten Personen gleichzeitig anführen, müsste stimmen. Auf diesen gemeinsamen Nenner sozusagen müsste man die Sache bringen. Ich machte mich sofort daran, meine Idee auszuprobieren.

Ich begann bei dem Chiromanten. «Aeusserst interessant, Ihre Handlinien», meinte der Mann, der in einem schwarz tapezierten Zimmer seine Klienten in seinem schwarzseidenen Kimono emp-